

YANGSZE CHOO

Nachttiger



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Britisch-Malaya in den 1930er-Jahren: Der chinesische Houseboy Ren ist in geheimem Auftrag unterwegs: Er muss den letzten Willen seines Herrn erfüllen, damit dessen Seele Ruhe finden kann. Seine Mission führt ihn zu einem britischen Arzt und schließlich zu der jungen Tänzerin Ji Lin. Gemeinsam geraten sie in eine dramatische Welt von Herrschaft und Bediensteten, Aberglaube, Liebe und Verrat. Denn zwischen Dschungel und Kolonialvillen lauert nicht nur ein menschenfressender Tiger, sondern auch böse Geister – und böse Menschen ...

Autorin

Yangsze Choo ist eine Malaysierin chinesischer Abstammung. Da sie ihre Kindheit in den unterschiedlichsten Ländern verbracht hat, versteht sie (notfalls) mehrere Sprachen. Sie studierte in Harvard und arbeitete als Management Consultant sowie bei einem Start-up-Unternehmen, bevor sie ihren ersten Roman schrieb, »The Ghost Bride«. Mit »Nachttiger«, ihrem zweiten Buch, erscheint sie erstmals auf Deutsch. Yangsze Choo lebt heute mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern in Kalifornien.

Yangsze Choo

Nachttiger

Aus dem Englischen
Heike Reissig und Stefanie Schäfer

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel
»The Night Tiger« bei Flatiron Books, New York.

Published by arrangement with Flatiron Books. All rights reserved.

Dieses Werk wurde im Auftrag von Flatiron Books durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover, vermittelt.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so
übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum
Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage

Taschenbuchausgabe März 2021

Copyright © der Originalausgabe 2018 by Yangsze Choo

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2019

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,

Covermotiv: Pflanzen: FinePic®, München;

Frau: ILINA SIMEONOVA / Trevillion Images

Redaktion: Bärbel Brands

AB · Herstellung: ik

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49130-8

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Dieses Buch ist für meine Eltern,
die im Kinta-Tal geboren wurden
und aufwuchsen.*

Kamunting, Britisch-Malaya
Mai 1931

Der alte Mann liegt im Sterben. Ren sieht es an der flachen Atmung, dem eingefallenen Gesicht und der Haut, die sich dünn über die Wangenknochen spannt. Die Fensterläden will der alte Mann dennoch offen haben. Ungeduldig winkt er den Jungen zu sich, und mit zugeschnürter Kehle schlägt Ren einen der Läden auf.

Draußen leuchtet ein Meer aus Grün: die wogenden Wipfel der Bäume des Dschungels vor einem Himmel so blau wie ein Fiebertraum. Das grelle Tropenlicht blendet Ren. Er will seinen Herrn mit dem eigenen Schatten dagegen abschirmen, doch der alte Mann winkt ab. Im Sonnenlicht scheint seine Hand mit dem hässlichen Fingerstumpf noch stärker zu zittern. Nur wenige Monate zuvor hat diese Hand noch Babys beruhigt und Wunden genäht.

Der alte Mann öffnet seine wässrig blauen Augen, diese hellen, fremden Augen, die Ren anfangs so große Angst gemacht hatten, und flüstert etwas. Der Junge beugt seinen kurz geschorenen Kopf zu ihm.

»Vergiss es nicht.«

Der Junge nickt.

»Sag es.« Das heisere Krächzen wird matter.

»Wenn Sie gestorben sind, werde ich Ihren Finger finden«, antwortet Ren mit klarer, leiser Stimme.

»Und?«

Ren zögert. »Und ihn in Ihr Grab legen.«

»Gut.« Der alte Mann holt rasselnd Luft. »Aber du musst ihn finden, bevor die neunundvierzig Tage meiner Seele abgelaufen sind.«

Der Junge hat schon viele Aufgaben, die ihm aufgetragen wurden, schnell und zuverlässig erledigt. Er wird es auch diesmal schaffen, selbst wenn seine schmalen Schultern nun beben.

»Nicht weinen, Ren.«

In solchen Augenblicken wirkt der Junge so hilflos wie ein kleines Kind. Dem alten Mann tut es leid – er würde sich gern selbst darum kümmern, aber er ist zu erschöpft. Stattdessen dreht er sein Gesicht zur Wand.

2

Ipoh, Britisch-Malaya

Mittwoch, 3. Juni

Die Vierundvierzig ist für Chinesen eine Unglückszahl. Sie klingt wie »doppelt sterben«, weshalb jegliche Erscheinungsform der Vier tunlichst vermieden wird. An jenem Unglückstag im Juni arbeitete ich seit genau vierundvierzig Tagen in der May-Flower-Tanzhalle in Ipoh, um mir nebenbei heimlich etwas dazuzuverdienen.

Heimlich deshalb, weil es sich für anständige Mädchen nicht gehörte, mit Fremden zu tanzen, auch wenn wir offiziell als »Lehrerinnen« bezeichnet wurden. Und vielleicht waren wir das sogar für die meisten unserer Kunden, nervöse Angestellte und Schuljungs, die gleich rollenweise Billets kauften, um Foxtrott, Walzer oder den faszinierenden malaiischen *ronggeng* zu lernen. Die anderen Kunden nannten wir *buaya* oder Krokodile; grinsende Grapscher, gegen deren Zudringlichkeiten nur festes Kneifen half.

Natürlich würde ich nie das große Geld verdienen, wenn ich sie ständig zurückwies, aber das musste ich bald hoffentlich auch nicht mehr. Ich arbeitete dort nur, um die Schulden in Höhe von vierzig Malaya-Dollar zurückzuzahlen, die meine Mutter sich zu einem horrenden Zinssatz geliehen hatte. Eigentlich verdiente ich mein Geld als Lehrmädchen bei einer Schneiderin, doch das reichte nicht aus, um den Schuldenberg abzutragen, und meine arme, törichte Mutter

schaffte es nicht aus eigener Kraft, denn beim Glücksspiel hatte sie leider jedes Mal Pech.

Hätte sie das Rechnen bloß mir überlassen, dann wäre uns dieses Unheil bestimmt erspart geblieben. Mit Zahlen konnte ich nämlich schon immer gut umgehen. Nicht dass ich sonderlich stolz darauf wäre. Bisher hat mir diese Begabung nicht viel genutzt. Wäre ich als Junge geboren worden, sähe die Sache anders aus, aber die Begeisterung, mit der ich als Siebenjährige Wahrscheinlichkeiten berechnete, war meiner damals frisch verwitweten Mutter leider keine Hilfe. In der traurigen Leere, die der Tod meines Vaters hinterlassen hatte, verbrachte ich Stunden damit, Zahlen auf Zettel zu kritzeln. Zahlen waren logisch und geordnet, im Gegensatz zu dem Chaos, das nun unser Leben beherrschte. Trotz allem bewahrte meine Mutter sich stets ihr sanftes Lächeln, das sie wie die Göttin der Barmherzigkeit erscheinen ließ, auch wenn sie wahrscheinlich oft nicht wusste, wie sie uns satt bekommen sollte. Ich liebte sie heiß und innig, aber dazu später mehr.

Als sie mich einstellte, befahl mir die Tanzhallen-Madame als Erstes, mir die Haare abzuschneiden. Dabei hatte ich sie jahrelang wachsen lassen, weil mein Stiefbruder Shin mich ständig hänselte, dass ich wie ein Junge aussähe. Die beiden geflochtenen Zöpfe, die ich immer noch so ordentlich zusammenband wie in meiner Schulzeit an der anglo-chinesischen Mädchenschule, waren ein liebliches Symbol für Weiblichkeit. Ich war überzeugt, dass ich mit ihnen zahlreiche Sünden ausgleichen konnte, einschließlich der undamenhaften Fähigkeit, aus dem Stegreif Zinssätze berechnen zu können.

»Nein«, sagte die Madame. »So kannst du nicht für mich arbeiten.«

»Aber die anderen Mädchen hier haben doch auch lange Haare«, wandte ich ein.

»Ja, aber du nicht.«

Sie schleppte mich zu einer furchteinflößenden Frau, die mir kurzerhand die Zöpfe abschnitt. Sie fielen direkt auf meinen Schoß, schwer, geradezu lebendig. Wenn Shin mich gesehen hätte, er hätte sich kaputtgelacht. Ich saß mit gebeugtem Kopf da, während die Schere an meinem bloßliegenden Nacken entlangklapperte, und betete, dass mein Hals heil blieb. Vorne schnitt die Frau mir zum Schluss einen Pony, und als ich aufblickte, lächelte sie.

»Hübsch«, sagte sie. »Genau wie Louise Brooks.«

Wer, bitte, war Louise Brooks? Anscheinend ein wahnsinnig beliebter Stummfilmstar. Ich wurde vor Verlegenheit knallrot. Es fiel mir schwer, mich an diese neue Mode zu gewöhnen, bei der flachbrüstige, jungenhafte Mädchen wie ich plötzlich als hübsch galten. In Malaya, am Rande des Britischen Weltreichs, war man in Sachen Stil und Eleganz natürlich eher rückständig. Die britischen Ladys, die zu uns kamen, jammerten immer darüber, dass wir der Londoner Mode um ein Jahr hinterherhinkten. Kein Wunder also, dass die Welle der Begeisterung für Paartänze und Bubiköpfe, die anderswo längst zum Alltag gehörten, erst spät nach Ipoh schwappte. Ich strich über meinen kurz geschorenen Nacken. Jetzt sah ich erst recht wie ein Junge aus.

Die Madame verschränkte bedächtig die Arme über dem imposanten Busen und sagte: »Du brauchst einen Namen. Am besten einen, den man in England kennt. Wir nennen dich Louise.«

Und so kam es, dass ich an jenem Nachmittag des 3. Juni als Louise den Tango tanzte. Obwohl der Aktienmarkt schwächelte, befand sich unsere geschäftige kleine Stadt Ipoh, die ihren Reichtum den Zinn- und Kautschukexporten verdankte, in einem Taumel aufstiegender Neubauten. Es regnete ungewöhnlich stark für die Tageszeit; ein wahrer Wolkenbruch ging nieder. Der Himmel verfärbte sich eisengrau, und man musste das elektrische Licht einschalten, sehr zum Unmut der Tanzhallenbetreiber. Der Regentrommelte laut auf das Blechdach, während der Orchesterleiter, ein kleiner Goaner mit dünnem Oberlippenbärtchen, sein Bestes gab, ihn zu übertönen.

Tänze aus dem Westen waren der letzte Schrei, weshalb am Rande jeder Stadt öffentliche Tanzhallen wie Pilze aus dem Boden schossen. Manche, etwa das neu errichtete Celestial Hotel, waren geradezu pompös, andere dagegen nichts weiter als große, vom Tropenwind durchwehte Bretterschuppen. Wir Profi-Tänzerinnen wurden in einem Pferch gehalten, als wären wir Hühner oder Schafe. Der Pferch bestand aus einer Stuhldreiecke, die durch ein Band abgetrennt war. Auf den Stühlen saßen lauter hübsche Mädchen, alle mit einer an die Brust gehefteten nummerierten Papierrosette. Aufpasser sorgten dafür, dass uns nur Männer ansprachen, die ein Tanz-Billet hatten, doch einige versuchten es auch ohne.

Ich war ziemlich überrascht, als mich jemand zum Tango aufforderte. Tango hatte ich nämlich nie richtig gelernt. In Miss Lims Tanzschule, wo ich zum Trost dafür, dass mein Stiefvater mich gegen meinen Willen von der Schule genommen hatte, Walzer und sogar den geradezu verwegenen Foxtrott hatte lernen dürfen, war Tango nicht unterrichtet

worden. Er galt als viel zu verrückt, obwohl wir alle gesehen hatten, wie Rudolph Valentino ihn in den Schwarz-Weiß-Filmen tanzte.

»Du musst Tango lernen«, sagte meine Freundin Hui, als ich im May Flower anfang.

»Du siehst wie ein modernes Mädchen aus«, meinte sie.
»Du wirst bestimmt oft aufgefordert.«

Die gute Hui. Sie brachte mir den Tango schließlich selbst bei. Sie gab sich wirklich Mühe, doch wir torkelten herum wie zwei Betrunkene.

»Vielleicht fragt dich ja doch keiner«, sagte sie hoffnungsvoll, als wir bei einer ruckartigen Drehung beinahe gestürzt wären.

Natürlich kam es anders. Ich merkte schnell, dass die Typen, die Tango tanzen wollten, meistens zur Sorte *buaya* gehörten, und der Mann, der mich an jenem unglückseligen vierundvierzigsten Tag aufforderte, bildete keine Ausnahme.

Er sagte, er sei Händler, spezialisiert auf Schul- und Bürobedarf. Sofort stieg mir der holzige Pappgeruch meiner Rechenhefte in die Nase. Ich war sehr gern zur Schule gegangen, aber diese Tür war mir nun verschlossen. Stattdessen musste ich das Geschwätz dieses Händlers ertragen, der mir ständig auf die Füße trat und mir dabei erzählte, dass das Geschäft mit Schreibwaren zwar stabil sei, er aber hochfliegende Pläne habe.

»Du hast schöne Haut.« Sein Atem roch nach knoblauchtriefendem hainanesischem Hühnchenreis. Da ich nicht wusste, was ich sagen sollte, konzentrierte ich mich auf meine armen geschundenen Füße. Es war hoffnungslos.

Der Händler glaubte offenbar, Tango bestünde aus jähem, möglichst dramatisch aussehenden Verrenkungen.

»Früher habe ich Kosmetikartikel verkauft.« Wieder kam er mir viel zu nah. »Mit der Haut von Frauen kenne ich mich also aus.«

Ich lehnte mich zurück, um den Abstand zwischen uns zu vergrößern. Doch bei der nächsten Drehung schleuderte er mich so heftig herum, dass ich mit ihm zusammenstieß. Das hatte er natürlich absichtlich gemacht, aber seine Hand wanderte unwillkürlich zu seiner Tasche, als hätte er Angst, dass etwas herausgefallen wäre.

»Wusstest du«, sagte er lächelnd, »dass es eine Methode gibt, die Frauen zu ewiger Jugend und Schönheit verhilft? Sie funktioniert mit Nadeln.«

»Nadeln?«, fragte ich neugierig, obwohl dies zweifellos die dümmste Anmache war, die ich je gehört hatte.

»Im Westen von Java gibt es Frauen, die sich hauchdünne Goldnadeln ins Gesicht stechen, so tief, bis sie nicht mehr zu sehen sind. Diese magische Methode hält das Altern auf. Einmal bin ich einer bildschönen Witwe begegnet, die schon fünf Ehemänner überlebt hatte. Zwanzig Nadeln steckten in ihrem Gesicht. Sie sagte allerdings, die Nadeln müssten nach ihrem Tod unbedingt wieder entfernt werden.«

»Warum?«

»Weil der Körper unversehrt sein muss, wenn man stirbt. Alles, was hinzugefügt wurde, muss entfernt, und alles, was fehlt, muss wiederbeschafft werden – sonst kann die Seele keine Ruhe finden.« Er weidete sich an meinem Staunen und fuhr fort, mir den Rest seiner Reise in aller Ausführlichkeit zu erzählen.

Manche Männer waren sehr redselig, andere tanzten

lieber schweigend, während sie einen mit ihren Schweißpforten umklammerten. Die Schwätzer waren mir lieber, denn sie waren in ihre eigene Welt vertieft und schnüffelten nicht in meiner herum.

Wenn meine Familie dahintergekommen wäre, dass ich stundenweise im May Flower arbeitete, hätte es furchtbaren Ärger gegeben. Den Zornausbruch meines Stiefvaters und die Tränen meiner Mutter, wenn sie ihm ihre Mah-Jongg-Spielschulden würde beichten müssen, wollte ich mir lieber gar nicht erst vorstellen. Und dann war da noch Shin, mein Stiefbruder. Er war am selben Tag wie ich geboren worden, weshalb die Leute oft fragten, ob wir Zwillinge seien. Er war immer mein treuer Verbündeter gewesen, früher jedenfalls. Aber nun war er weit weg, denn er hatte einen Studienplatz für Medizin am King Edward VII Medical College in Singapur bekommen, wo einheimische Talente ausgebildet wurden, um den Ärztemangel in Malaya zu bekämpfen. Ich war stolz, weil Shin es geschafft hatte, doch zugleich schrecklich neidisch, denn in der Schule hatte ich immer bessere Noten als er gehabt. Aber es hatte keinen Sinn, verpassten Gelegenheiten nachzutrauern. Shin reagierte nicht mehr auf meine Briefe.

Der Händler redete und redete. »Glaubst du an Glück?«

»Eigentlich nicht.« Ich hätte fast aufgeschrien, weil er mir heftig auf den Fuß trat.

»Solltest du aber, denn ich werde bald richtig Glück haben.« Mit einem Grinsen riss er mich einmal mehr herum. Aus dem Augenwinkel nahm ich die wütenden Blicke der Madame wahr. So wie wir herumschwankten, gaben wir ein peinliches Bild auf der Tanzfläche ab, was überhaupt nicht gut fürs Geschäft war.

Ich biss die Zähne zusammen und versuchte das Gleichgewicht zu halten, während der Kaufmann eine gefährlich tiefe Beuge vollführte. Es war unter aller Würde, wie wir abwechselnd wild umhertaumelten und uns dann wieder aneinanderkrallten. Plötzlich packte er mich am Hintern, während er in meinen Ausschnitt schielte. Ich stieß ihn mit dem Ellbogen zurück, aber meine andere Hand verhedderte sich in seiner Tasche. Als ich sie hastig herauszog, geriet etwas Kleines, Leichtes zwischen meine Finger. Das Ding fühlte sich länglich an, schmal und glatt. Ich umschloss es mit der Faust und zögerte. Besser, ich steckte es schnell wieder zurück; wenn er merkte, dass ich es herausgenommen hatte, beschimpfte er mich womöglich als Taschendiebin. Manche Männer legten es förmlich darauf an, Theater zu veranstalten; das gab ihnen Macht über uns Mädchen.

Der Händler lächelte dreist. »Wie heißt du?«

Ich war so durcheinander, dass ich ihm dummerweise meinen richtigen Namen, Ji Lin, statt Louise nannte. Zum Glück hörte in diesem Moment die Musik auf, und er ließ mich schlagartig los. Sein Blick war auf einen Punkt hinter mir geheftet, als hätte er jemanden erkannt, und mit einem Mal war er weg.

Das Orchester stimmte nun »Yes Sir, That's My Baby!« an, als Ausgleich für den Tango. Neue Paare eilten auf die Tanzfläche, während ich mich zurück auf meinen Platz begab. Das Ding in meiner Faust brannte wie Feuer. Der Händler kam bestimmt gleich zurück; er hatte ja noch eine ganze Rolle Billetts. Ich musste nur abwarten, dann konnte ich ihm das Ding zurückgeben. Und so tun, als wäre es ihm aus der Tasche gefallen.

Der Geruch von Regen wehte durch die offenen Fenster

herein. Nervös schlüpfte ich unter dem Band hindurch, das unseren Pferch von der Tanzfläche trennte, setzte mich hin und strich meinen Rock glatt.

Dann öffnete ich meine Faust und erblickte ein zylinderförmiges Glasfläschchen. Es war knapp fünf Zentimeter lang und hatte einen metallenen Schraubverschluss. Irgend-
etwas Leichtes klapperte darin. Als ich es erkannte, hätte ich fast aufgeschrien.

Es war ein abgetrennter, verschrumpelter Finger.

3

Batu Gajah
Mittwoch, 3. Juni

Als der ratternde Zug Batu Gajah erreicht, springt Ren von seinem Sitz auf und drückt die Nase an die Scheibe. Die florierende kleine Stadt, Sitz der britischen Verwaltung im Staat Perak, hat einen sonderbaren Namen: *batu* bedeutet Stein, und *gajah* Elefant. Es heißt, die Stadt sei nach einem Elefantenpaar benannt, das einst den Fluss Kinta durchquerte. Der Gott Sang Kelembai sei darüber so erzürnt gewesen, dass er die beiden Elefanten in zwei große Felsen verwandelte, die bis heute aus dem Wasser ragen. Die armen Elefanten, denkt Ren bei sich. Sie hatten es bestimmt nicht verdient, dafür in Stein verwandelt zu werden.

Ren hat den alten Doktor etliche Male am Bahnhof von Taiping abgeholt, aber heute fährt er zum ersten Mal selbst mit dem Zug. Im Waggon der dritten Klasse sind einige Fenster geöffnet, trotz der Rußpartikel von der Dampflok, die bei jeder Kurve hineinfliegen; manche sind so groß wie ein Fingernagel. Ren kann die bleierne Schwüle des Monsuns, die in der Luft liegt, förmlich schmecken. Er legt die Hand auf seine Tasche. Darin bewahrt er den wertvollen Brief auf. Wenn es stark regnet, könnte die Tinte verlaufen. Bei dem Gedanken, die zittrige Handschrift des alten Doktors könnte verschwinden, überkommt ihn ein stechendes Heimweh.

Mit jeder Meile, die der Zug dahinrattert, entfernt Ren

sich weiter von Doktor MacFarlanes Haus. Drei Jahre lang war dieser große Bungalow, in dem stets Unordnung geherrscht hatte, Rens Zuhause gewesen. Doch der Doktor ist gestorben, und Rens kleines Zimmer im Dienstboten-trakt, gleich neben dem von Tante Kwan, ist nun leer. Am Morgen hat Ren ein letztes Mal den Fußboden gewischt und die alten Zeitungen schön ordentlich für den *karang guni*, den Lumpensammler, verschnürt. Als er die Tür mit der abblätternden grünen Farbe zuzog, fiel sein Blick auf seine Zimmergenossin, die große Spinne, die oben in der Ecke still ihr Netz flickte.

Rens Augen füllen sich mit Tränen. Doch er hat einen Auftrag zu erfüllen; zum Weinen bleibt keine Zeit. Denn mit dem Tod von Doktor MacFarlane beginnen die neun- undvierzig Tage seiner Seele abzulaufen. Die Stadt mit dem sonderbaren Namen ist nicht der erste Ort, an dem Ren ohne seinen Bruder Yi zurechtkommen muss. Ren denkt wieder an die steinernen Elefanten. Ob sie Zwillinge waren wie Yi und er? Manchmal spürt Ren ein Kitzeln, wie von den Schnurrhaaren einer Katze, als wäre Yi noch bei ihm. Als würde das eigenartige Gespür, das ihn mit seinem Zwilling verband und ihn stets vor Gefahren warnte, wieder auf-flackern. Doch wenn er sich umschaut, ist niemand da.

Der Bahnhof von Batu Gajah ist ein lang gestrecktes, niedriges Gebäude mit einem Schrägdach, das wie eine schlafende Schlange an den Gleisen liegt. Überall in Malaya haben die Briten solche Bahnhofsgebäude errichtet. Auch die Städte sehen fast identisch aus, mit weißen Regierungsbauten und *padangs*, Grasflächen, die so akkurat geschnitten sind wie der Rasen eines englischen Stadtparks.

Am Fahrkartenschalter ist der malaiische Bahnhofsvorsteher so freundlich, Ren einen kleinen Stadtplan zu zeichnen. Er trägt einen stattlichen Schnurrbart und eine Hose mit messerscharfen Bügelfalten. »Es ist ziemlich weit. Bist du sicher, dass dich keiner abholen kommt?«

Ren schüttelt den Kopf. »Ich kann laufen.«

Ein Stück weiter die Straße hinunter reihen sich chinesische Shophouses dicht aneinander, oben die leicht vorstehenden Wohngeschosse, unten verschiedene kleine Geschäfte mit überquellenden Auslagen. Die Straße führt in die Stadt, doch Ren biegt nach rechts ab, vorbei an der englischen Schule. Sehnsüchtig streift sein Blick das Holzgebäude mit der weiß gekalkten, eleganten Fassade, und er stellt sich vor, wie andere Jungs in den hohen luftigen Räumen lernen oder draußen auf dem großen Rasenplatz spielen.

Der Hügel führt hinauf nach Changkat, wo die Europäer wohnen. Ren hat jedoch keine Zeit, die vielen Bungalows im Stil britischer Kolonialarchitektur zu bewundern. Sein Ziel liegt hinter Changkat, bei den Kaffee- und Kautschukplantagen.

Der Regen prasselt wütend auf die rote Erde. Ren beginnt zu rennen und hält seine Reisetasche aus gewebtem Teppich fest umklammert. Kurz bevor er einen großen Angsana-Baum erreicht, hört er das Knattern eines kleinen Lastautos, das den Hügel heraufkommt. »Los, steig ein!«, ruft ihm der Fahrer durch das Fenster zu.

Ren klettert in das Auto, völlig außer Atem. Sein Retter ist ein dicker Mann mit einer Warze auf der Wange.

»Danke, Onkel«, sagt Ren, so wie es sich gehört, wenn man einen älteren Herrn anredet. Der Mann lächelt. Was er tropft von Rens Hose auf den Boden.

»Der Bahnhofsvorsteher hat mir gesagt, dass du in diese Richtung willst. Zum Haus des jungen Doktors?«

»Er ist jung?«

»Nicht so jung wie du. Wie alt bist du denn?«

Ren überlegt, ihm die Wahrheit zu sagen. Sie sprechen Kantonesisch, und der Mann wirkt freundlich. Aber Ren bleibt lieber vorsichtig.

»Fast dreizehn.«

»Bist wohl noch nicht in die Höhe geschossen, hm?«

Ren nickt. In Wahrheit ist er elf. Selbst Doktor MacFarlane wusste das nicht. Ren hatte ein Jahr hinzugeschummelt, als der alte Doktor ihn bei sich aufnahm. Das machten viele Chinesen so.

»Hast du dort Arbeit gefunden?«

Ren drückt die Reisetasche fest an sich. »Ich muss dort etwas abgeben.«

Und etwas wiederbeschaffen.

»Der Doktor wohnt noch abgelegener als die anderen Fremden«, sagt der Fahrer. »Nachts würde ich hier nicht herumspazieren. Viel zu gefährlich.«

»Warum?«

»In letzter Zeit wurden hier viele Hunde gerissen. Sogar wenn sie angekettet vorm Haus lagen. Nur Kopf und Halsband blieben übrig.«

Rens Herz krampft sich zusammen, und in seinen Ohren beginnt es zu summen. *Hat es etwa wieder angefangen? So schnell?* »War es ein Tiger?«

»Wohl eher ein Leopard. Die Fremden haben sich vorgenommen, ihn zu jagen. Treib dich besser nicht mehr draußen rum, wenn's dunkel wird.«

Sie biegen auf eine lang gezogene Auffahrt und fahren an

einem gestutzten englischen Rasen vorbei, bis sie vor einem stattlichen weißen Bungalow anhalten. Der Fahrer hupt zweimal kurz. Es vergeht eine ganze Weile, bis endlich ein hagerer Chinese auf der überdachten Veranda erscheint und sich die Hände an einer weißen Schürze abtrocknet. Ren klettert aus dem kleinen Laster und ruft dem Fahrer durch den laut prasselnden Regen seinen Dank zu.

»Pass auf dich auf«, erwidert der Mann.

Ren rennt los und springt unter das rettende Dach der Veranda. An der Tür zögert er, weil er triefnass ist und eine Pfütze auf den breiten Teakholzdielen hinterlässt. Doch der hagere Chinese bedeutet Ren, ihm zu folgen, und führt ihn in ein Zimmer. Dort sitzt ein englischer Herr an einem Tisch; er ist dabei, einen Brief zu schreiben. Doch als Ren hereinkommt, schaut er fragend auf. Er ist dünner und jünger als Doktor MacFarlane. Auf seinen Brillengläsern spiegelt sich das Licht, was es schwer macht, seinen Ausdruck zu deuten.

Ren stellt seine ramponierte Reisetasche ab, holt den Brief daraus hervor und übergibt ihn höflich mit beiden Händen. Der neue Doktor schlitzt ihn mit einem silbernen Brieföffner sorgfältig auf. Doktor MacFarlane hat Briefe immer mit seinem Fingerstummel und dem Daumen geöffnet. Ren schaut zu Boden. Es ist nicht gut, die beiden Männer zu vergleichen.

Jetzt, da er den Brief überbracht hat, wird Ren mit einem Mal sehr müde. Die Anweisungen, die er sich eingepägt hat, verschwimmen im Nebel, und das Zimmer um ihn herum beginnt zu schwanken.

William Acton betrachtet den Brief, den er gerade entgegengenommen hat. Er kommt aus Kamunting, dem

kleinen Dorf nahe Taiping. Die Handschrift ist krakelig und zittrig, die Schrift eines kranken Mannes.

Werter Acton,

leider kann ich mich nicht mehr mit Förmlichkeiten aufhalten. Ich habe zu lange gewartet, und nun kann ich kaum mehr einen Stift halten. Da ich keine Angehörigen habe, die dafür in Frage kämen, lasse ich Ihnen dieses Vermächtnis zukommen: eine meiner bemerkenswertesten Entdeckungen, der Sie, so hoffe ich, ein gutes Zuhause geben werden. Ich kann Ihnen meinen chinesischen Hausdiener Ren nur wärmstens empfehlen. Er ist zwar noch jung, aber gut ausgebildet und zuverlässig. Nehmen Sie ihn auf, bis er volljährig ist. Ich bin sicher, dass er Ihnen gute Dienste leisten wird.

Mit kollegialen Grüßen etc. etc.

Dr. John MacFarlane

William liest den Brief abermals. Dann schaut er wieder auf. Der Junge steht vor ihm, Wassertropfen rinnen über sein Gesicht, den schmalen Hals hinab.

»Bist du Ren?«

Der Junge nickt.

»Und du hast für Doktor MacFarlane gearbeitet?«

Wieder ein stummes Nicken.

William mustert ihn. »Gut, dann arbeitest du ab jetzt für mich.«

Und während er den Jungen betrachtet, fragt er sich, ob es Regentropfen oder Tränen sind, die ihm über die Wangen laufen.

4

Ipoh
Freitag, 5. Juni

Seit ich an das grässliche Ding aus der Tasche des Händlers geraten war, konnte ich an nichts anderes mehr denken. Der verschrumpelte Finger geisterte in meinem Kopf herum, obwohl ich ihn in einem Karton in der Garderobe der Tanzhalle versteckt hatte. Ich wollte ihn auf keinen Fall in meiner Nähe haben und schon gar nicht mit in die Schneiderei nehmen, in der ich nicht nur arbeitete, sondern auch wohnte.

Mrs. Tham, die wissbegierige kleine Damenschneiderin, bei der ich in die Lehre ging, war die Freundin einer Freundin meiner Mutter, eine flüchtige Bekannte, der ich zu Dank verpflichtet war. Ohne sie hätte mir mein Stiefvater nie erlaubt, von zu Hause auszuziehen. Leider nahm Mrs. Tham sich das Recht heraus, ständig in meinen Sachen herumzuznöffeln. Das war lästig, aber für meine Freiheit war ich bereit, diesen Preis zu zahlen. Also sagte ich nichts, wenn sie wie immer in die kleinen Fallen getappt war, die ich ihr gestellt hatte (eingeklemmter Faden in der Schublade, Buch auf der falschen Seite aufgeschlagen). Sie hatte mir zwar einen Schlüssel für mein Zimmer gegeben, aber es hatte gar keinen Sinn abzuschließen, da sie ebenfalls einen hatte. Den mumifizierten Finger dort aufzubewahren war unmöglich. Ebenso gut hätte ich einer Krähe eine Eidechse vorwerfen können.

Also blieb er im May Flower, in seinem Versteck in der Garderobe, und ständig hatte ich Angst, dass eine der Putzfrauen ihn entdeckte. Ich hätte das widerliche Ding natürlich im Büro abgeben und behaupten können, es auf dem Fußboden gefunden zu haben. Ich war sogar schon ein paarmal auf dem Weg ins Büro gewesen, hatte aber aus irgendwelchen Gründen wieder kehrtgemacht. Doch je länger ich zögerte, desto verdächtiger erschien das Ganze. Die Madame hatte mich schon schief angesehen, als ich mit dem Händler tanzte; sie würde mich bestimmt für eine reumütige Taschendiebin halten. Aber vielleicht war der Finger ja mit einem bösen Zauber belegt, der es unmöglich machte, ihn wieder loszuwerden; wie ein bläulicher Schatten, der bewirkte, dass das Glasfläschchen sich eiskalt anfühlte.

Als ich Hui davon erzählte, verzog sie ihr hübsches pausbäckiges Gesicht. »Igitt! Wie kannst du dieses Ding auch nur anfassen?«

Genau genommen fasste ich ja nur das Fläschchen an, aber sie hatte recht – es war gruselig. Die Haut war schwarz und schrumpelig; der Finger sah wie ein verdorrter Zweig aus. Nur das verräterisch gekrümmte Gelenk und der vergilbte Fingernagel ließen erkennen, was es tatsächlich war. Auf dem Metallverschluss klebte ein Etikett mit der Nummer 168: eine Glückszahl, die Reichtum verhiess.

»Willst du ihn nicht wegwerfen?«, fragte Hui.

»Ich weiß nicht. Vielleicht kommt der Mann zurück, um danach zu suchen.«

Bislang hatte der Händler sich nicht blicken lassen, aber er kannte meinen richtigen Namen.

»Ji Lin« sprach man ihn auf Kantonesisch aus, auf

Mandarin »Zhi Lian«. Das »Ji« in einem Mädchennamen war recht ungewöhnlich. Es stand für *zhi*, Weisheit, eine der fünf konfuzianischen Tugenden. Die anderen vier waren Menschlichkeit, Rechtschaffenheit, Sittlichkeit und Aufrichtigkeit. Chinesen legen großen Wert darauf, dass alles zusammenpasst, und die Fünf Tugenden gelten als die Eigenschaften des perfekten Mannes. Insofern war es schon ein bisschen ungewöhnlich, dass ausgerechnet ich, ein Mädchen, nach der Weisheit benannt worden war. Hätte man mir einen typisch weiblichen Namen gegeben, wie »Kostbare Jade« oder »Duftende Lilie«, wäre alles vielleicht ganz anders gekommen.

»Ein ausgefallener Name für ein Mädchen.«

Ich war zehn Jahre alt, ein mageres Kind mit großen Augen. Die örtliche Heiratskupplerin, eine alte Frau, war gekommen, um meiner verwitweten Mutter einen Besuch abzustatten.

»Ihr Vater hat ihn ausgesucht.« Meine Mutter lächelte nervös.

»Sie hatten sicher auf einen Sohn gehofft«, sagte die Kupplerin. »Ich habe gute Neuigkeiten für Sie. Vielleicht bekommen Sie bald einen.«

Es war inzwischen drei Jahre her, dass mein Vater an einer Lungenentzündung gestorben war. Drei Jahre, in denen ich seine Sanftheit vermisste und meine Mutter das harte Los der Witwe trug. Ihre zierliche Gestalt war eher dafür gemacht, auf dem Sofa zu liegen und sich zu schonen, als für andere Leute zu nähen und Wäsche zu waschen. Ihre zarten Hände waren ganz rau und rot geworden. Bisher hatte meine Mutter die Vorschläge der

Heiratskupplerin stets abgelehnt, doch heute wirkte sie noch niedergeschlagener als sonst. Es war heiß, kein Lüftchen regte sich. Die purpurrote Bougainvillea draußen flimmerte in der Hitze.

»Es gibt einen Zinnhändler aus Falim«, sagte die Kupplerin. »Er ist Witwer und hat einen Sohn. Er ist zwar nicht mehr der Jüngste, aber Sie ja auch nicht.«

Meine Mutter zupfte an einem unsichtbaren Faden herum. Dann nickte sie leicht. Die Kupplerin lächelte zufrieden.

Im Kinta-Tal, in dem wir lebten, befanden sich die größten Zinnvorkommen der Erde, und es gab Dutzende von Minen in der Gegend, große und kleine. Zinnhändler seien eine gute Partie, meinte die Kupplerin, und besagter Witwer könne auch leicht in China eine Frau finden. Doch er habe gehört, dass meine Mutter bildschön sei. Natürlich gäbe es auch noch andere Kandidatinnen. Bessere. Frauen, die noch nie verheiratet waren. Aber einen Versuch sei es wert. Ich lauschte angestrengt und hoffte verzweifelt, dass dieser Mann eine von den anderen Frauen nehmen würde. Aber ich hatte ein ungutes Gefühl.

Meinen zukünftigen Stiefbruder Shin lernte ich kennen, als sein Vater meiner Mutter einen ersten Besuch abstattete. Es war eine geschäftsmäßige Begegnung ohne vorge-täuschte Romantik. Shins Vater hatte chinesische Biskuits vom Bäcker mitgebracht. Noch Jahre später bekam ich das schwammige Zeug nicht ohne Würgen hinunter.

Shins Vater war ein streng blickender Mann, dessen Miene beim Anblick meiner Mutter aber sofort weicher wurde. Es hieß, seine verstorbene Frau sei ebenfalls eine

Schönheit gewesen. Er habe ein Auge für schöne Frauen, aber zu Prostituierten gehe er nicht, hatte die Kupplerin meiner Mutter versichert. Er sei ein durch und durch ehrenwerter Mann, der finanzielle Sicherheit böte und weder spielte noch trank. Ich beobachtete ihn verstohlen. Auf mich wirkte er hart und humorlos.

»Das ist Ji Lin«, sagte meine Mutter und schob mich nach vorn. Ich trug mein bestes Kleid, aus dem ich längst herausgewachsen war, sodass meine spitzen Knie zu sehen waren, und senkte schüchtern den Kopf.

»Mein Sohn heißt Shin«, sagte er. »Geschrieben *xin*. Die beiden wirken jetzt schon wie Bruder und Schwester.«

Die Heiratskupplerin schien erfreut. »So ein Zufall! Gleich zwei der fünf konfuzianischen Tugenden. Am besten, Sie bekommen noch drei weitere Kinder, dann ist die Fünf komplett!«

Alle lachten, sogar meine Mutter lächelte nervös und zeigte ihre hübschen Zähne. Nur ich lachte nicht. Aber es stimmte. Mit *zhi* in meinem Namen für Weisheit und *xin* in Shins Namen für Aufrichtigkeit deckten wir zwei der fünf Tugenden ab. Aber perfekt zusammen passte das Ganze trotzdem nicht.

Ich schaute zu Shin. Vielleicht fand er das alles ja auch nicht lustig. Seine Augen unter den dichten Brauen funkelten. Als er merkte, dass ich ihn beobachtete, warf er mir einen finsternen Blick zu.

Ich kann dich auch nicht leiden, dachte ich bei mir, voller Sorge um meine Mutter. Sie war bei schwacher Gesundheit, und drei weitere Kinder wären eine große Belastung für sie. Aber ich hatte in dieser Angelegenheit nichts zu melden, und so wurde die Ehe binnen eines Monats geschlossen,

und wir zogen nach Falim, in das Shophouse meines neuen Stiefvaters.

Falim war ein Dorf am Rande von Ipoh, das aus ein paar Gassen mit schmalen, dicht aneinandergereihten chinesischen Shophouses bestand. Das meines Stiefvaters lag auf der Hauptstraße, der Lahat Road. Es war dunkel und kühl, mit zwei offenen Innenhöfen, die das lang gezogene Gebäude unterbrachen. Das frisch vermählte Paar bezog den großen Schlafraum im oberen Stockwerk zur Vorderseite hin, und ich bekam zum ersten Mal in meinem Leben ein eigenes Zimmer, im hinteren Teil des Hauses, wie das von Shin. Unsere beiden Kammern lagen hintereinander, wie Eisenbahnwaggons; daneben erstreckte sich ein fensterloser Flur, der nur dann von Licht erhellt wurde, wenn unsere Zimmertüren offen standen.

In den Wochen der übereilten Eheanbahnung hatte Shin kaum ein Wort mit mir gesprochen, aber er benahm sich sehr höflich. Wir waren im gleichen Alter, sogar am selben Tag geboren, wie sich herausstellte, nur dass ich fünf Stunden älter war als er. Wie der Zufall es wollte, lautete der Nachname meines Stiefvaters ebenfalls »Lee«, sodass wir noch nicht einmal unseren Namen ändern mussten. Die Kupplerin war sehr zufrieden mit sich. Mir jedoch kam es wie ein böser Streich des Schicksals vor, dass ich in eine neue Familie hineingezwungen wurde, in der ich sogar meinen Geburtstag mit jemandem teilen musste. Shin begrüßte meine Mutter freundlich, aber kühl, und mir ging er aus dem Weg. Ich war überzeugt, dass er uns nicht mochte.

Unter vier Augen hatte ich meine Mutter angefleht, es sich noch einmal zu überlegen, doch sie strich mir nur sanft

übers Haar. »Es ist besser so für uns.« Sie schien meinen Stiefvater sogar zu mögen. Sie errötete jedes Mal, wenn er sie bewundernd ansah. Er hatte uns rote Geldumschläge gegeben, damit wir eine einfache Ausstattung für die Hochzeit kaufen konnten. Meine Mutter war ganz aus dem Häuschen. »Neue Kleider – für dich und für mich!«, rief sie begeistert, während sie die Scheine auf unserem verschlissenen Bettüberwurf aus Baumwolle ausbreitete.

In der ersten Nacht in dem neuen Haus hatte ich Angst. Es war viel größer als das Holzhäuschen, in dem ich zusammen mit meiner Mutter gewohnt hatte und das aus einem einzigen Raum bestand, der durch eine Stufe von der Lehmbodenküche getrennt war. Das Shophouse dagegen war Wohnhaus und Geschäft in einem, und das Erdgeschoss erschien mir wie ein riesiges, weitverzweigtes Labyrinth. Mein neuer Stiefvater war Zwischenhändler; er kaufte Zinnerz von kleinen Bergwerksbetreibern, die mit Kiespumpen arbeiteten, oder von *dulang*-Wäscherinnen, die das Zinnerz mit Waschpfannen aus alten Minen und Bächen gewannen, und verkaufte es dann weiter an große Schmelzereien wie die *Straits Trading Company*.

Im Laden war es still und dunkel, doch die Geschäfte liefen gut, obwohl mein Stiefvater wortkarg und knauserig war. Leute kamen nur dann vorbei, wenn sie Zinnerz anzubieten hatten. Um die eingelagerten Bestände vor Dieben zu schützen, waren Vorder- und Rückseite des Gebäudes mit Eisengittern versehen. Als die schwere Doppeltür an jenem ersten Tag hinter uns zuschlug, sank mir das Herz in die Hose.

Vor dem Schlafengehen gab meine Mutter mir einen Gutenachtkuss und schickte mich ins Bett. Sie sah mich verlegen an, und in diesem Moment begriff ich, dass wir in

Zukunft nicht mehr im selben Zimmer schlafen würden. Die Zeiten, in denen ich meine schmale Pritsche neben ihre schieben und mich in ihre Arme kuscheln konnte, waren vorbei. Jetzt gehörte sie meinem Stiefvater, der uns schweigend beobachtete.

Mein Blick wanderte zu der Holztreppe, die ins düstere Obergeschoss führte. Ich hatte noch nie in einem zweistöckigen Haus geschlafen. Shin hingegen zauderte nicht, er ging sofort hinauf. Ich eilte ihm nach.

»Gute Nacht«, sagte ich zu ihm. Ich wusste, dass er sprechen konnte, wenn er wollte. Als wir am Morgen mit unseren letzten Habseligkeiten angekommen waren, hatte er jedenfalls draußen mit seinen Freunden gelacht und getobt. Shin sah mich an. *Wenn das mein Zuhause wäre und eine fremde Frau mit ihrem Kind dort einziehen würde, wäre ich wahrscheinlich auch sauer*, dachte ich. Doch sein Gesichtsausdruck war seltsam, fast mitleidig.

»Für dich ist es jetzt zu spät«, sagte er. »Trotzdem gute Nacht.«

Als ich nun das Glasfläschchen betrachtete, das ich aus der Tasche des Händlers genommen hatte, fragte ich mich, was Shin wohl damit machen würde. Plötzlich fiel mir ein, dass es ja auch Tiere gab, die Finger hatten.

»Und wenn der gar nicht von einem Menschen stammt?«, sagte ich zu Hui, die ihren Rock flichte.

»Du meinst, es könnte ein Affenfinger sein?« Hui zog die Nase kraus. Es war ihr deutlich anzusehen, dass sie diese Vorstellung genauso gruselig fand.

»Von einem großen Affen vielleicht – einem Gibbon oder Orang-Utan.«

»Ein Arzt könnte dir das bestimmt sagen.« Versonnen biss Hui den Nähfaden ab. »Fragt sich bloß, wo du einen findest, der sich das Ding anschaut.«

Aber ich brauchte gar keinen zu suchen. Ich kannte jemanden, der über Anatomie Bescheid wusste, auch wenn er erst im zweiten Jahr Medizin studierte. Jemanden, der immer wieder bewiesen hatte, dass er ein Geheimnis für sich behalten konnte. Shin.

Shin würde nächste Woche aus Singapur kommen. Sein letzter Besuch zu Hause war fast ein Jahr her und hatte zudem nicht lange gedauert. Shin war in den Semesterferien lieber in Singapur geblieben, um sich als Krankenpfleger etwas dazuzuverdienen. Er hatte mir ohnehin nur selten geschrieben, aber inzwischen bekam ich gar keine Briefe mehr von ihm, und ich hatte mir auch abgewöhnt, darauf zu warten. Vielleicht war es besser, wenn ich nichts erfuhr, weder über seine neuen Freunde noch über die Vorlesungen, die er besuchte. Denn ich war neidisch auf Shin, so sehr, dass es mir oft bitter aufstieß. Dabei hätte ich mich für ihn freuen sollen. Er hatte es geschafft, hier wegzukommen.

Ich dagegen empfand mein Leben nur noch als Zeitverschwendung, seit mein Stiefvater mich von der Schule genommen hatte. Ich hatte kurz gehofft, eine Ausbildung zur Lehrerin machen zu dürfen. Doch als mein Stiefvater hörte, dass angehende Lehrerinnen praktisch überallhin versetzt werden konnten, hatte sich die Sache erledigt. Kommt für ein unverheiratetes Mädchen überhaupt nicht in Frage, sagte er. Eine Ausbildung zur Krankenschwester stand ebenfalls nicht zur Debatte. Da müsste ich ja fremde Leute baden und ihre Ausscheidungen entsorgen. Aber mir fehlte

sowieso das Geld für eine Ausbildung. Und mein Stiefvater gab mir deutlich zu verstehen, dass er mir lange genug erlaubt hatte, auf seine Kosten weiterhin zur Schule zu gehen, obwohl die meisten Mädchen in meinem Alter sie längst abgebrochen hatten. Seiner Meinung nach sollte ich brav zu Hause bleiben und bis zu meiner Hochzeit für ihn arbeiten. Meiner Ausbildung zur Schneiderin hatte er nur sehr widerwillig zugestimmt.

Es klopfte an der Tür zur Garderobe. Rasch wickelte ich das Glasfläschchen in mein Taschentuch.

»Herein!«, flötete Hui.

Es war der jüngere der beiden Aufpasser. Verlegen stieß er die Tür auf. Die Garderobe gehörte den Tänzerinnen und war eigentlich tabu für ihn, doch außer Hui und mir war gerade niemand da.

»Du hast mich doch vor ein paar Tagen nach diesem Händler gefragt, oder?«

Ich war sofort alarmiert. »War er wieder da?«

Der Aufpasser bemühte sich, die Kleider, die über den Stuhllehnen drapiert waren, und die Puderspuren auf dem Schminktisch zu ignorieren.

»Ist er das?« Er hielt mir eine aufgeschlagene Zeitung mit einer Todesanzeige hin. *Chan Yew Cheung, 28 Jahre alt. Plötzlich und unerwartet am 4. Juni verstorben. Geliebter Ehemann.* Daneben eine grobkörnige Fotografie, offenbar ein formelles Porträt. Das Haar war glatt nach hinten gekämmt, die Miene ernst, das selbstsichere Grinsen verschwunden – aber es war tatsächlich der Händler.

Ich schlug die Hand vor den Mund. Tagelang hatte ich ein schlechtes Gewissen wegen des gestohlenen Fingers,

und dabei lag der Mann die ganze Zeit kalt und steif in einem Leichenhaus.

»Kannst du ihn näher?«, fragte der Aufpasser.

Ich schüttelte den Kopf.

Es war nur eine kleine Notiz, aber das Wort »plötzlich« strahlte etwas Unheilvolles aus. Der Händler war fest davon überzeugt gewesen, dass ihm eine Glückssträhne bevorstand, doch er hatte sich gründlich getäuscht. Stattdessen war er am Tag nach unserer Begegnung gestorben.

Schauernd legte ich das in mein Taschentuch gewickelte Glasfläschchen auf den Tisch. Jetzt fühlte es sich noch schwerer an.

»Glaubst du, dass es ein böser Zauber war?«, fragte Hui.

»Natürlich nicht.« Aber ich musste unweigerlich an eine Buddhastatue denken, die ich einmal als Kind gesehen hatte. Sie war aus Elfenbein und kaum größer als dieser Finger. Der Mönch, der sie uns zeigte, erzählte, dass ein Dieb sie einst aus dem Tempel gestohlen hatte, doch sooft er auch versuchte, sie zu verkaufen oder wegzuworfen, sie kam immer wieder zu ihm zurück. Bis er sie eines Tages, von Gewissensbissen geplagt, zurückbrachte. Es gab viele solcher Geschichten, auch die vom *toyol*, einem Kindergeist aus den Knochen eines ermordeten Säuglings. Zauberer benutzten ihn, um zu stehlen, Unheil zu stiften oder gar zu morden. Einmal heraufbeschworen war es fast unmöglich, ihn wieder loszuwerden, außer durch ein ordentliches Begräbnis.

Ich sah mir die Todesanzeige noch einmal an. Die Beerdigung sollte am kommenden Wochenende stattfinden, in Papan, einem Ort in der Nähe von Falim, wo meine Familie wohnte, bei der ich ohnehin mal wieder vorbeischaun

wollte. Vielleicht konnte ich den Finger bei dieser Gelegenheit zurückbringen, ihn der Familie des Händlers übergeben oder in seinen Sarg schmuggeln, damit er zusammen mit ihm beerdigt werden konnte. Ich hatte zwar keine Ahnung, wie ich das anstellen sollte, aber ich wollte den Finger auf keinen Fall behalten.

5

Batu Gajah
Mittwoch, 3. Juni

Der Haushalt des neuen Doktors wird von einem wortkar- gen chinesischen Koch namens Ah Long geführt. Er ist es auch, der sich um den erschöpften Ren kümmert und ihn durchs Haupthaus zum dahinterliegenden Dienstbotentrakt bringt. Der Weg dorthin ist überdacht, aber der Regen prasselt so heftig, dass Ren und der Koch trotzdem bis zu den Knien nass werden.

Ren kann das Alter von Erwachsenen nur schwer schätzen, aber Ah Long kommt ihm sehr alt vor. Er ist ein drahtiger Mann mit sehnigen Armen. Er reicht Ren ein raues Baumwollhandtuch.

»Trockne dich ab«, sagt er auf Kantonesisch. »Du kannst dieses Zimmer haben.«

Der Raum ist klein, knapp zweieinhalb Meter breit und mit einem schmalen Lamellenfenster aus Glas versehen. Im blauen Dämmerlicht erkennt Ren eine einfache Pritsche. Es ist gespenstisch still. Ob es noch andere Bediens-tete gibt?

Ah Long fragt ihn, ob er Hunger habe. »Ich muss das Abendessen für den Master zubereiten. Komm in die Küche, wenn du hier fertig bist.«

In diesem Moment fährt ein greller Blitz nieder, begleitet von einem Donnerknall. Das elektrische Licht im Haupt-

haus flackert und geht aus. Ah Long schnalzt verärgert mit der Zunge und eilt davon.

Nun ist Ren allein. Es wird immer dunkler. Ren packt seine Habseligkeiten aus und setzt sich zögernd auf die Pritsche. Die dünne Matratze sackt durch. Dieses Haus ist so groß – wie soll er darin bloß den Finger finden? Er könnte überall sein. Rens Magen krampft sich vor Angst zusammen, während er nachrechnet, wie viel Zeit er noch hat. Der alte Doktor ist vor drei Wochen gestorben, also bleiben Ren nur noch fünfundzwanzig Tage, um den Finger zu finden. Aber er ist müde, so hundemüde von der langen Reise und der schweren Reisetasche, die er den ganzen Weg geschleppt hat, dass ihm die Augen zufallen und er in einen traumlosen Schlaf sinkt.

Am nächsten Morgen bereitet Ah Long das Frühstück für William zu – ein gekochtes Ei und dazu zwei Scheiben Toastbrot, hauchdünn mit Butter bestrichen, obwohl in der Speisekammer noch mindestens drei Dosen *Golden Churn* stehen. Die Butter kommt aus Australien mit dem Kühlschiff. Bei Zimmertemperatur ist sie weich und schön gelb. Ah Long isst nie Butter, aber er achtet trotzdem darauf, sie für seinen Herrn zu rationieren.

»Wenn man es so macht«, erklärt er Ren in der Küche, »braucht man nicht viel zu kaufen.«

Ah Long wirkt so trocken wie das Toastbrot, das er zubereitet. Aber er ist zumindest ehrlich, und er knausert nicht nur bei Williams Portionen, sondern auch bei seinen eigenen. Im Haus des alten Doktors gab es zum Frühstück immer dicke Scheiben hainanesisches Weißbrot, das über Holzkohle geröstet und üppig mit Butter bestrichen war

oder mit *kaya*, einer karamellisierten Creme aus Eiern, Zucker und Kokosmilch. Im Vergleich dazu bietet das Frühstück für den neuen Doktor, William Acton, einen recht traurigen Anblick.

Nach einer Weile findet Ah Long, es sei an der Zeit, und öffnet die Tür zum Esszimmer.

»Junge jetzt da, *Tuan*«, sagt er mit verkniiffener Miene und zieht sich rasch wieder in sein kleines Reich zurück.

Gehorsam betritt Ren das Esszimmer. Seine Kleidung ist schlicht, aber sauber – weißes Hemd, khakifarbene knielange Hose. Im Haus des alten Doktors hatte er keine offizielle Dienstbotenuniform. Doch jetzt wünscht er sich, er hätte eine, dann sähe er vielleicht älter aus.

»Du heißt Ren?«

»Ja, *Tuan*.«

»Nur Ren?« William wirkt ein wenig verblüfft, weil Chinesen meistens zuerst ihren Nachnamen nennen. Aber Ren hat keinen Nachnamen und auch keine Erinnerung an seine Eltern. Als Baby wurde er zusammen mit seinem Bruder aus einem brennenden Haus gerettet, in dem Familien von Wanderarbeitern schliefen. Niemand konnte sagen, zu wem sein Bruder und er gehörten und wie sie hießen. Man wusste nur, dass sie eindeutig Zwillinge waren.

Die Oberin des Waisenhauses war es schließlich gewesen, die ihn und seinen Bruder nach zwei der fünf konfuzianischen Tugenden benannte: *ren* für Menschlichkeit und *yi* für Rechtschaffenheit. Ren fand es seltsam, dass sie es bei zweien beließ. Was war mit den anderen drei? *Li* für Sittlichkeit, *zhi* für Weisheit und *xin* für Aufrichtigkeit. Sie hätte weitere Waisenkinder nach diesen Tugenden benennen können, tat es aber nie.

»Was hast du denn für Doktor MacFarlane gemacht?«

Ren hat diese Frage zwar erwartet, doch er bringt kein Wort heraus. Vielleicht liegt es an den Augen des neuen Doktors, die ihn förmlich durchbohren. Ren blickt zu Boden, zwingt sich dann aber, wieder aufzuschauen. Doktor MacFarlane hat ihm beigebracht, dass die Fremden es mögen, wenn man ihnen in die Augen sieht. Und Ren braucht diese Anstellung.

»Was auch immer Doktor MacFarlane wünschte«, sagt er schließlich.

Ren spricht höflich und deutlich, so wie es dem alten Doktor gefiel, und zählt auf, was zu seinen Aufgaben gehörte: Saubermachen, Kochen, Bügeln, Doktor MacFarlanes Haustiere versorgen. Er ist unsicher, ob er auch erwähnen soll, dass er recht gut lesen und schreiben kann. Gespannt schaut er William an, versucht, seinen Gesichtsausdruck zu deuten. Doch der neue Doktor verzieht keine Miene.

»Hat Doktor MacFarlane dir Englisch beigebracht?«

»Ja, *Tuan*.«

»Du sprichst sehr gut. Tatsächlich klingst du genau wie er.« Williams Blick wird weicher. »Wie lange warst du bei ihm?«

»Drei Jahre, *Tuan*.«

»Und wie alt bist du?«

»Dreizehn, *Tuan*.«

Ren hält den Atem an, weil er gerade gelogen hat. Die meisten Fremden haben Schwierigkeiten, das Alter der Einheimischen zu schätzen. Doktor MacFarlane machte sich ständig darüber lustig. William runzelt kurz die Stirn. Dann sagt er: »Wenn du bügeln kannst, hätte ich hier ein paar Hemden für dich.«

Mit diesen Worten entlässt er Ren, der sich erleichtert zur Tür dreht.

»Eins noch. Hast du Doktor MacFarlane auch in seiner Praxis assistiert?«

Ren bleibt wie angewurzelt stehen und nickt.

William vertieft sich wieder in seine Zeitung. Er bemerkt den ängstlichen Blick des Jungen gar nicht.

Ren ist überrascht, dass Ah Long nicht hinter der Tür lauert. Er geht zurück in die Küche. Er ist es schon gewohnt, dass die alten Bediensteten Neuen gegenüber anfangs misstrauisch sind. Zu Beginn seiner Anstellung bei Doktor MacFarlane war ihm die Haushälterin auf Schritt und Tritt durch alle Zimmer gefolgt, bis sie sicher sein konnte, dass er nichts stehlen würde.

»Man weiß ja nie«, bekam er selbst dann noch zu hören, als er längst ein unentbehrlicher Teil der Dienerschaft war. »Nicht jeder ist so wohlgezogen wie du.«

Kwan-yi oder Tante Kwan, wie Ren sie nannte, war eine kräftige, energische Frau mittleren Alters, die Doktor MacFarlanes chaotischen Haushalt mit eiserner Hand regiert hatte. Sie brachte Ren bei, wie man Reis auf einem Holzkohleofen kocht, ohne dabei den Topfboden zu verbrennen, und wie man in einer halben Stunde ein Hühnchen fängt, schlachtet und rupft. Wenn sie geblieben wäre, wäre vielleicht alles anders gekommen. Doch Tante Kwan war gegangen, sechs Monate bevor der alte Doktor starb. Ihre Tochter hatte ein Baby bekommen, und sie zog zu ihr in den Süden, nach Kuala Lumpur, um ihr unter die Arme zu greifen.

Doktor MacFarlane meinte, er würde bald Ersatz für sie